



Leseprobe

Patrick McGuinness

Die Abschaffung des Zufalls

Roman

Übersetzt aus dem Englischen von Henning Ahrens

ISBN (Buch): 978-3-552-05580-3

ISBN (E-Book): 978-3-552-05590-2

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-05580-3>

sowie im Buchhandel.

ZWEI

Leo war angetrunken, aber das kümmerte hier niemanden, denn es herrschte Benzinmangel, und auf ein Auto aus der staatlichen Fabrik musste man sieben Jahre warten. Mit ihm am Steuer hatte ich das Gefühl, in einer Geisterstadt Auto-skooter zu fahren, vor allem angesichts des CD-Schildes – *Corps diplomatique* –, das er auf dem Schwarzmarkt gekauft und am Heck seines Škodas befestigt hatte. Die Kräne und Bagger, die das Straßenbild Bukarests prägten, verliehen der Stadt die Atmosphäre eines menschenleeren Rummelplatzes. Manche arbeiteten noch einsam vor sich hin, mit halber Kraft und der Hälfte des üblichen Personals wuchteten sie die Schatten der Arbeiter zum rauchigen Mond hinauf.

Die Bürgersteige wirkten wie leer gefegt, aber in den Schatten wimmelte es von Miliz in grauer Uniform. Man sah sie erst, wenn die Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten; dann nahmen sie Glied um Glied Gestalt an, schälten sich aus dem Zwielflicht, in dem sie hausten. Im alten Bukarest hatte man verwahrloste Pariser Arrondissements mit den Vororten Istanbuls gekreuzt; Osten und Westen führten einen immerwährenden architektonischen Tanz auf. Pflanzen hingen von Balkonen, auf denen Leute im Dunkeln saßen, beleuchtet vom Blau ihrer Fernseher. Kerzen flackerten in den Fenstern orthodoxer Kirchen. Schichtarbeiter standen dicht gedrängt an Biertresen, tranken wortlos mit gesenktem Blick.

Leos Auto raste auf einen weiten, leeren Platz wie ein kleines Fischerboot, das mit Volldampf in die offene See vorstößt: die Piața Republica, auf der sich der Palast von Köni-

gin Marie und die Parteizentrale gegenüberstanden, getrennt durch eine große, gepflasterte Kreuzung. Ich sah den Lichtschein im Norden, wo 24 Stunden täglich am Palast des Volkes und am Boulevard des sozialistischen Sieges gearbeitet wurde. Ganz in der Nähe ragte ein hohes Gebäude empor, ein Wolkenkratzer in dieser kümmerlichen Skyline, vor dem schwarze Dacias und westliche Autos parkten. Portiers wussten vor den Drehtüren.

Leo hatte während der ganzen Fahrt geschwiegen, aber die Aussicht auf einen neuen Drink löste seine Zunge.

»Das Hotel InterContinental«, sagte er, »hier ist die Madonna-Disco und der Tummelplatz der *jeunesse dorée* der Partei.« Ein dröhnender Bass war zu hören, der anschwellte und wieder verebbte, als eine Kellertür sich öffnete und schloss.

Ein roter Porsche raste über den Platz und bremste abrupt vor dem Nachtclub. Im Schein der Straßenlaternen leuchtete sein Nummernschild auf: NIC 1. Ein Mann in einem weißen Anzug und einem glänzend blauen Hemd stieg aus und wurde untertänigst in die Lobby des Hotels geleitet, gefolgt von zwei mageren Mädchen in silberfarbenen Miniröcken, die so hohe Absätze trugen, dass jeder ihrer Schritte ein wankender Kampf gegen die Schwerkraft war.

Leo zog eine Grimasse: »Nicu. Der Playboy-Prinz. Ceaușescu Sohn und designierter Nachfolger.«

Das Capsia, ein dreistöckiges Gebäude im französischen Stil an der Ecke Calea Victoriei und Strada Edgar Quinet, schien direkt aus dem Paris des Fin de Siècle zu stammen. Die drei Doppeltüren, die den bescheidenen Eingang vom opulenten Speisesaal trennten, glichen den Dekompressionskammern eines U-Bootes. Sie verhinderten, dass Lärm, Gerüche und Luxus bis auf die Straße drangen, und sie sorgten dafür, dass

der Hunger und die Entbehrungen der Straße die Gaumenfreuden im Capsia nicht trübten.

Kellner in weißen Hemden und dunkelgrünen Westen mit Messingknöpfen umschwirrten die mit Silbergeschirr beladenen Tische. Doch ihre Gesichter passten nicht zu den tadellosen Uniformen: Sie waren bleich und nachlässig rasiert, misslungene Parodien jener Kellner, die in den 1890er Jahren Paris durch einen Streik lahmgelegt hatten, mit dem sie sich das Recht auf einen Schnurrbart erkämpfen wollten. Dennoch war Bukarest angeblich ähnlich gewesen: *Eine Insel der Latinität, so mein Reiseführer, der französischen Lebensart, des französischen Stils und des französischen Essens.* Ich zog das Buch hervor und suchte das Capsia. Der Reiseführer empfahl »Absinth, Cognac, Magenbitter oder Amers, Curaçao, Grenadine, Orgeat und Sorbet« und beschloss den Rat, das Bukarester Leben »in all seinen Facetten« von der Terrasse aus zu beobachten, mit der Warnung: »Stühle, die unangenehm dicht am Rinnstein stehen, sollte man selbstverständlich meiden.«

Mein Reiseführer, das einzige Buch über Rumänien, das ich zu Hause hatte auftreiben können, stammte allerdings aus dem Jahr 1899 und hatte im Oxfam-Laden auf der Isle of Dogs zehn Pence gekostet. Leo nahm es mir ab, strich über den strapazierten Einband, den roten, vom Buchrücken baumelnden Faden der Bindung. »Keine Ahnung, wie es um *Curaçao, Grenadine, Orgeat und Sorbet* bestellt ist, aber den Rinnstein gibt es noch. Und was das *Bukarester Leben in all seinen Facetten* betrifft, tja, das kann ich dir garantieren ...«

1899 – das war neunzig Jahre her. Damals wurden die aus Frankreich zurückkehrenden Rumänen, den Kopf voll neuester Literatur, am Körper die neueste Mode, *bonjouristes* genannt. Das Capsia war nicht nur ein Relikt jener Epoche, sondern auch ihr Reliquienschrein: in Leder gebundene

Speisekarten mit geprägter Aufschrift, Tischdecken mit Monogramm, silbernes Tafelgeschirr. Auf dem Einband der Speisekarte stand: *Chez Capsia. Bienvenue à la gastronomie Roumaine.* Zum Dekor – goldene Beschläge, damastene Paravents, hohe tropische Pflanzen mit staubigen Blättern – passte das Streichquartett, das Melodien von Strauss schabte. An den Wänden hingen altersblinde, von Haarrissen übersäte Spiegel. Man hatte das Gefühl, dass Bruchstücke des eigenen Spiegelbilds in diesen Rissen hängen blieben wie Dreck in Fliesenfugen.

Kellner schoben Servierwagen. Ganz hinten im Raum labte sich eine Gruppe älterer Parteifunktionäre an einem in Cognac flambierten Gericht. Die bläulichen Flammen erhellten ihre Gesichter von unten.

»So ist das«, sagte Leo mit Blick auf die Männer und lächelte sarkastisch. »Sieh dir das an: Die Partei hat alle Bedürfnisse befriedigt!« Die Männer hoben den Kopf und grinsten kauend. »*Bon appétit*, Genossen!«

Der Maître d'hôtel, in prächtiger Livree und mit wolfsartigem Gesicht, führte uns zu einem Tisch an einem Milchglasfenster mit Blick auf den Cercul Militar. Wir konnten hinausschauen, aber niemand konnte hineinsehen. Dies war die rumänische Lebensart, auf den Punkt gebracht im besten Restaurant der Stadt: Kellner schnitten mit sanftem Druck Chateaubriand-Filets, während in den Läden Fliegenfänger vor gähnenden Regalen hingen und die Straßen, bar jeden Verbrechens, die Last ihrer Leere schulterten.

Wie Leo mir erzählte, war das Capsia der einzige Ort, an dem fast alle Gerichte auf der Speisekarte tatsächlich serviert wurden. »Deshalb ist sie so kurz.« Er legte eine Schachtel Kent auf den Tisch, hier eine Währungseinheit: Tabakbarren. Sie drückten den Wunsch nach besonderer Aufmerksamkeit aus und deuteten an, dass man dafür bezahlen konnte.

Leo bestellte eine Flasche Dealul Mare, und sie stand sofort auf dem Tisch, hervorgezaubert hinter dem Rücken des Kellners.

»Es gibt ein paar Dinge, die du wissen musst ...«, setzt Leo an, verteilt den Wein im Mund und schluckt dann ruckartig. Er beendet den Satz nicht, sondern mustert mich zum ersten Mal von Kopf bis Fuß: »Du wirkst wie jemand, der geglaubt hat, kaum etwas mitnehmen zu müssen, aber schon jetzt sein Gepäck vermisst.«

Ich erwidere, dass ich müde sei, einen Jetlag habe, der sich nicht nur der zweistündigen Zeitverschiebung zwischen Rumänien und Großbritannien verdanke; dass ich mit einem unruhigen Säufer in der halbdunklen Hauptstadt eines Polizeistaats und dort auch noch in einem absurden Restaurant sitze; dass ich hier sei, weil man mir nach einem Bewerbungsgespräch, zu dem ich nie erschienen sei, eine Stelle angeboten habe, um die ich mich nie beworben hatte; dass mein Gepäck das einzige sei, woran ich mich in diesen unwirklichen Zeiten festhalten könne.

»Aber genug von mir. Erzähl von dir ...«

Leo hat bislang nichts von sich preisgegeben. »Du hast das Bewerbungsgespräch beeindruckend gemeistert. Immer genau die richtige Antwort.«

»Sehr witzig. Aber mal ehrlich: War es ein großer Nachteil, dass ich nicht erschienen bin?«

»Nun, ich bin stolz darauf, mich nicht vom ersten Eindruck täuschen zu lassen ... Professor Ionescu freut sich auch, dich kennenzulernen. Wir sind der Meinung, den Richtigen für diesen Job gefunden zu haben. Jemanden, der ... äh ... hineinwachsen wird. Außerdem haben wir uns die Freiheit erlaubt, deinem Namen ein BA hinzuzufügen: *Bachelor of Arts*. Ein Willkommensgeschenk von mir.« Leo

schiebt eine Urkunde über den Tisch, ein reich verziertes, mehrmals gestempeltes und signiertes Pergament mit einem Klecks Siegelwachs und einem Bändchen. Einserabschluss, *summa cum laude*. »Wenn du einen Dokortitel willst, musst du allerdings wie alle anderen bezahlen. Nur damit das klar ist.«

Leo zuckt mit den Schultern und lacht – er ist schon einen Schritt weiter, bereit, mich umfassend aufzuklären. »Und glaub mir: Hier liegt so manches im Dunkeln, das aufgeklärt werden muss.« Sein Witz verpufft (ist es ein Witz?), aber er lässt sich davon nicht verdrießen, beginnt mit jenem Vortrag, den er schon unzählige Male gehalten hat. Ich hatte bestimmt Dutzende von Vorgängern, aber keiner von ihnen hat es mehr als ein paar Wochen ausgehalten. Nur Belanger erweckte den Eindruck, nicht vorzeitig die Flucht ergreifen zu wollen, aber über Belanger spricht Leo nicht.

Leo erklärt, Leo stellt Zusammenhänge her, Leo schmückt aus. Manches muss übertrieben, anderes heruntergespielt werden. Nach einigen Monaten wird beides auf das Gleiche hinauslaufen: Das Leben in einem Polizeistaat verherrlicht die kleinen Gnaden über alle Maßen; zugleich werden es die schlimmsten Schikanen zur banalsten Routine.

Unser Kellner, von unbändigem Pflichteifer erfüllt, tritt an den Tisch und fragt: »Schmeckt es Ihnen?« Da wir noch nichts bestellt haben, ist der Zeitpunkt für diese Frage gut gewählt. Er beäugt die auf dem Tisch liegende Schachtel Kent.

Leo antwortet: »*Da, multunmesc*.« Ja, es schmeckt uns sehr gut.

»Diese neumodische Tour ...«, sagt er. »Sie fragen, ob das Essen gut ist, wünschen einen guten Appetit. Früher war das besser, da haben sie den Fraß einfach auf den Tisch geknallt

und sind weggewatschelt, um sich am Arsch zu kratzen. Sie müssen diesen Unsinn kürzlich im ausländischen Fernsehen ausgeschnappt haben. Als ich damals, nach meiner Ankunft in Bukarest, hier zu Mittag essen wollte, saß eine der Putzfrauen auf dem Teppich und schnitt ihre Zehennägel. Das war noch das gute alte Rumänien. Ah! Die alten Zeiten ... Jetzt heißt es: *Hi! Ich heiße Nicolae und bediene Sie heute Abend ...*« Leos amerikanischer Akzent klingt furchtbar. »Ich schätze, dass *Dynasty* schuld daran ist. Seit kurzem läuft zweimal pro Woche eine Folge. Das füllt ein Viertel des dreistündigen Abendprogramms. Die Serie soll den Rumänen die grässlichen kapitalistischen Exzesse vor Augen führen, aber sie gibt den Parteibonzen nur Lifestyle-Tipps. Die Parteiläden haben seit neuestem jede Menge Whirlpools, Eiskübel und Cocktailshaker im Angebot ...«

Er winkt dem Kellner, damit dieser unsere Bestellung aufnimmt: die Spezialität des Hauses, »Schweinefilets auf jüdische Art«, ein Gericht, das den gedankenlosen Antisemitismus eines ganzen Kontinents auf den Punkt bringt.

Leo isst wie ein Kleinkind, schneidet mit dem Messer Fleischstückchen ab, die er mit den Fingern auf die Gabel steckt, um diese danach in die andere Hand zu nehmen und das Essen in den Mund zu befördern. »In diesem Land werden fünfzig Prozent der Bevölkerung von den übrigen fünfzig Prozent bewacht. Und dann wird gewechselt.«

Ich lausche seinen schlechten Witzen, ohne jedoch, dass sie keine sind. Stattdessen dienen sie dazu, der Wahrheit schonend ins Gesicht zu sehen, so ähnlich, wie man dem schneidenden Wind die Seite zukehrt. Während ich esse und Wein trinke, schildert Leo eine Welt des Misstrauens und der Intrigen, in der er glücklich ist, die ihn anregt, erfüllt. Er passt hierher. Nicht weil ihm das Land ähnelt, sondern weil er es so weit übertrifft.

Doch vor allem liebt er es. »Hier gibt es alles, Leidenschaft, Nähe, Zusammenhalt. Man muss sich den Umständen nur anpassen«, sagt Leo. »Um ehrlich zu sein, hat es etwas von einer Grauzone. Oder noch ehrlicher: Es ist eine flächendeckende Grauzone.« Er weist mit großer Geste auf die Welt außerhalb des Capsia, als würde diese in einer Wechselbeziehung zu dem moralischen Universum stehen, das wir bewohnen. Dann bestellt er mit einem Wink eine dritte Flasche Pinot Noir. Ich frage mich, ob es in Rumänien Aspirin gibt. Himmel, denke ich, was für ein Auftakt.

Aber Leo hat recht. Er ist nicht wie die anderen Ausländer, die ein tiefes Misstrauen gegen ihre rumänischen Kollegen hegen, die Stimme senken, wenn diese den Raum betreten, oder nur widerwillig und abweisend mit ihnen verkehren. Er dagegen hat sich trotz seiner Neigung zu Prahlerei und Ausschweifung an die Einheimischen und ihre außergewöhnlichen Lebensumstände gewöhnt, die den Alltag so gewaltsam prägen.

All das ist eng mit Leos ganz spezieller Verachtung verbunden. Diese gilt nicht nur den Parteibonzen, die ihr Volk auf eine so korrupte, unfähige und verächtliche Art regieren, sondern auch den Ausländern: den Diplomaten, Geschäftsleuten und Unternehmern, die im Westen der Stadt ihr eigenes Viertel samt eines englischen Pubs, *The Ship and Castle* (»The Shit and Hassle«), und eines Botschaftsladens bewohnen. Leo hat die fixe Idee, Designerparfüms für sie zu kreieren: »Essenz von Broadstairs«, »Bromley Man« oder »Stevenage: Für die Frau«. Die Feiern dieser Leute, eine endlose Folge von Cocktailpartys und Besäufnissen, sind »manchmal amüsant, und sei es nur, weil man einen Drink abstauben oder einen Blick in die britischen Zeitungen von letzter Woche werfen kann«, aber alles in allem ist dieser Reigen, wie er sich ausdrückt, ein *Doppelgangbang*, bei dem sich die immer

gleichen, gelangweilten Leute in wechselnden Konstellationen ficken.

An jenem Abend im Capsia erfüllten mich zwei einander widersprechende Gefühle. Beide waren Extreme meiner Persönlichkeit. Erstens das Gefühl, dass sich die Welt um mich zusammenschloss und fast klaustrophobisch verengte; zweitens eine Euphorie oder besser: das Gefühl einer Fülle von Möglichkeiten, einer Weite, die sich ringsumher auf-tat, während ich den menschenleeren Platz betrachtete. Es schien, als würden sich sowohl die Platzangst, die einem diese neue Architektur gezielt einzuflößen versuchte, als auch das politische System, das durch diese Stadt gleichsam in Beton gegossen werden sollte, auf mein Inneres übertragen, wo sie sich in eine Welt voller Intensität verwandelten. So wie man ein Atom spaltet, um die schrankenlose Fülle der darin eingeschlossenen Energien freizusetzen, schien mein Leben inmitten dieses Zwangs und all der Beschränkungen plötzlich eine Vielzahl von Möglichkeiten zu bieten.

Das erste, was ich lernte, und zwar von Leo, bestand darin, die Menschen und ihre Taten voneinander zu trennen. Sie bewegten sich in einer Welt, die mit ihren Taten nichts zu tun hatte; nur so konnten sie in einem Polizeistaat Freundschaften aufrechterhalten. Wenn Rodica, die Sekretärin der Fakultät, unsere Büros öffnete, damit die Polizei sie durchsuchen und Unterlagen kopieren konnte, oder wenn meine Vermieterin der Polizei Einlass in meine Wohnung gewährte, schwieg ich. Ich wusste, dass sie wussten, dass ich es wusste, und hätte ich etwas dazu gesagt, so hätte das nichts geändert.

Trotz der Brutalität und der grotesken Zustände waren unsere Beziehungen von Normalität geprägt; von der menschlichen Gabe, sich den Umständen anzupassen, und

nicht von der Korruption und der Doppelzüngigkeit, die diesen zugrunde lagen. Dies war auch unsere wichtigste Verteidigung – Sorge, Mangel und Unterdrückung in Routine zu verwandeln, bis man nichts mehr davon merkte, bis man sogar das Grässlichste nicht mehr wahrnahm.

»Eines solltest du wissen ...« Leo erzählt mir etwas – eines der wenigen Details über Bukarest, die mir schon bekannt sind: dass diese Stadt weltweit die größte Zahl von Kinos pro Kopf hat.

Leo meint, dass ich für diesen Abend genug habe. Das Capsia schließt – es geht auf Mitternacht. Er will noch einen Drink, aber ich brauche Schlaf, und er fährt mich freundlicherweise nach Hause, langsam und mit vielen Stopps, um mich auf Sehenswertes hinzuweisen. Im InterContinental läuft immer noch Musik. Ein Stückchen weiter steht das Hotel Athénée Palast, ein würdevolleres Etablissement, dessen Eingang im Gold der Scheinwerferkegel von Limousinen erstrahlt. Leo nimmt einen Boulevard, an dem jedes zweite Gebäude ein Kino ist: Buster Keaton, Laurel und Hardy, Harold Lloyd.

»Nur Chaplin nicht«, sagt Leo. »Chaplin ist tabu – natürlich wegen *Der große Diktator*. Und die Marx Brothers werden auch nicht geduldet. Warum das so ist, weiß ich beim besten Willen nicht. Man würde doch meinen ...«

Der rumänische Zensor hat eine Vorliebe für Pierrot-Typen mit traurigen Gesichtern wie Keaton und Lloyd, Gestalten, die mit den Dingen der Welt über Kreuz liegen, Hamlets des boomenden und kriselnden Westens. In ihren Komödien werden die Menschen durch die Objekte einer gesättigten Gesellschaft aus der Lebensbahn geworfen, durch Waren ausgegrenzt, an den Rand gedrängt. Hier, in Ceaușescus Rumänien, gibt es nur Mangel, Fehlstellen, leeren Raum,

hier ist die Welt des materiellen Überflusses genauso außerirdisch wie die Naturgesetze in *Star Trek*.

Ich ging nach oben, ohne zu wissen, wo sich die Lichtschalter befanden, tastete mich im Dunkeln die Treppe hinauf. Sobald ich in meiner Wohnung war, fiel ich auf das unbezogene Bett. Ich lag auf einer groben, pieksigen Decke, mein Mund war trocken, mein Schädel brummte. Ich sah mich vergeblich nach einem Kopfkissen um. Alles schien sich zu drehen. Ich hatte den Zustand der Betrunkenheit übersprungen und war mitten in einem Kater gelandet.

Wenn man in einem neuen Bett liegt, wird man meist durch ungewohnte Geräusche wach gehalten. Doch in dieser Nacht war es die befremdliche Stille, ein ständiges Rascheln wie das verhaltener Bewegungen, ein leises Rauschen in der Stille von Belangers Wohnung. Ich stand mehrmals auf, um zu pinkeln oder rostiges Wasser aus dem Hahn im Bad zu trinken. Das Telefon klingelte, aber ich wusste nicht, ob im Traum oder in der Realität. Wenn ich erwachte, war es verstummt. In meinem Kopf schwirrten Bruchstücke des Tages: das Flugzeug, das glänzende Silbergeschirr im Capsia, die raubtierhaften Augen des Maître d'hôtel. Ich biss mich an dem Gedanken an all jene Jobs fest, die ich hätte bekommen, an alle die Städte, in denen ich hätte arbeiten können: Prag, Budapest, Barcelona. Obwohl ich nie dort gewesen war, verschmolzen ihre Bilder miteinander, und der Ort, der dabei entstand, war das Bukarest, in dem ich mich seit wenigen Stunden aufhielt: ein abweisendes, brutales Labyrinth, in dem Baumwurzeln die Bürgersteige aufrissen, dessen Türme und Mauern sich auflösten wie Zucker.

Ich schlief lange. Als ich erwachte, schien die Sonne so grell, dass das Blut in meinen Augenlidern zu brodeln schien. Mein erster Vormittag war dem Papierkram im Innenministerium gewidmet. Das Gebäude beherrschte einen Kreisverkehr, dessen Größe sogar jene Kräne und Bagger in den Schatten stellte, die wie Fischer-Technik-Monster über den Straßen dieser Stadt schwankten. Gegenüber standen einige alte, gebrechlich wirkende Gebäude. Ob ihre Fundamente schon vor dem Abriss zitterten? Noch ein paar Monate, dann würde man sie dem Erdboden gleichmachen. Das mausgraue und klotzige, außen nur mit einem Parteiemblem aus Stuck geschmückte Ministerium erwies sich im Inneren als unfassbar groß und labyrinthisch. Ich fühlte mich an die Escher-Poster meiner Studentenzeit erinnert: eine allen physikalischen Gesetzen widersprechende Architektur, Räumlichkeiten wie gähnend tiefe Schluchten; Treppen, die sich im Nichts verloren; Balkone mit Blick in andere Räume, die in Balkonen mit Blick in wieder andere Räume ausliefen, riesige Schreibtische mit nichts als leeren Blättern, Telefonen, Aschenbechern; Stimmen, so laut, dass man erschrak, aber zu leise, als dass man sie hätte verstehen können; rätselhafte Schritte, die sich näherten, ohne dass sich eine Person materialisiert hätte, dann wieder vollkommen lautlos auftauchende Personen. Das Rascheln unsichtbarer Geschäftigkeit, das alles erfüllte, glich dem nächtlichen Zirpen von Insekten. Ich musste unwillkürlich an Kafkas *Schloss* denken – ein Buch, das ich nicht kannte, das aber in die Kategorie jener Literatur fiel, die stellvertretend für einen selbst von der Allgemeinheit gelesen und im kollektiven Gedächtnis archiviert wird. Und dieser Bau glich in meinen Augen Kafkas Schloss.

Nach einer Stunde erschien ein blinzelnder, nach Keller riechender Mann. Ich füllte die Formulare aus und ließ nur

die Spalte »Nächste Angehörige« frei. Ich hatte mich darauf gefreut, sie frei zu lassen. »Keine Nächsten«, sagte ich, »keine Angehörigen«, aber er bestand darauf, dass ich etwas eintrug. In diesem Land durfte keine Spalte leer bleiben. Ich entschied mich für Leos Namen.

Mein Foto wurde auf ein Kärtchen geklebt und gestempelt. Das war mein Pass für die Bukarester Diplomatenläden, die speziellen Tankstellen, die Clubs für Ausländer.

Draußen trieb Staub von der Baustelle auf der anderen Seite des Boulevards herüber. Dort arbeiteten Männer, die weder Helm noch Hemd, sondern nur Sporthosen und Schlappen trugen. Neben schwarzen Einsatzfahrzeugen mit vergitterten Fenstern saßen Soldaten auf der Bordsteinkante, das Gewehr quer auf den Knien, und rauchten.

Alle zwanzig Meter stand Miliz. Während der letzten Nacht hatten die Männer unheimlich und gespenstisch gewirkt, wie ruhelose Schatten, die eine verschwundene Bevölkerung bewachten. Nun standen sie schwankend in der Hitze, schlampig gekleidet und gelangweilt, weniger wie Posten, sondern eher wie die leibhaftige Mahnung an eine höhere Wachsamkeit. Unterwegs wurde mir bewusst, was fehlte. Aus den Häusern und Läden drang keine Musik; kein Radio lief, niemand piffte oder sang; man konnte nirgendwo auf einen Kaffee oder eine Kleinigkeit einkehren. Es gab keine plaudernden Passanten, und wenn jemand vorbeikam, dann allein. Die Schulhöfe waren totenstill. Ein Zeitungskiosk hatte ein bräunliches Getränk namens »Rocola« im Angebot – rumänische Cola –, Zigaretten und grau-grüne Stapel von Lotterielosen. Schwer zu sagen, wie hoch die Preise waren.

Kurz hinter meiner Wohnung bemerkte ich eine Menge. Als ich sie erreichte, erblickte ich ein Gebäude, so nichtsagend, dass ich es noch nie bemerkt hatte, obwohl ich schon

dreimal daran vorbeigelaufen war. Wie im Capsia konnte man auch hier nicht durch die Fenster schauen. Nach einer Weile begriff ich, dass es sich um ein Parteigebäude handelte: Es war jene unscheinbare, aber hochmoderne Klinik, in der die Parteiobere und ihre Familien alles vornehmen ließen, von Abtreibungen über Herzoperationen bis zur Chemotherapie. Mächtige Eisentore bildeten den Eingang, eine Marmortreppe führte zu einem Portikus mit Glasdach hinauf. Das Gebäude wirkte elegant, aber schlicht. Draußen standen parteieigene Krankenwagen, weiße Mercedes-Kombis mit roten Streifen und rotierenden Blaulichtern.

Arbeiter in Blaumännern übertünchten vor der Mauer einen Schriftzug, bewacht von jungen Männern im Anzug. Es war ein ungleicher Kampf, denn die dünne Emulsionsfarbe war machtlos gegen die knallroten Lettern. EPID – EMIA. Das Wort wurde von einem schwarzen Tor geteilt, über dessen Gitterstäbe ein langer, blutiger Trennstrich gemalt worden war. Die Tropfen und Schlieren der roten Lackfarbe erinnerten an einen billigen Horrorfilm; an diesem grauen Ort wirkte das Rot gespenstisch, beinahe brutal. Passanten eilten mit gesenktem Blick daran vorüber.

Während der nächsten Monate sollte ich dieses Graffiti mit schöner Regelmäßigkeit entdecken. Wenn es nicht mehr da war, meinte ich, die ans Licht drängenden Lettern unter der dünnen Farbschicht erkennen zu können, aber vielleicht spielte mir meine Einbildung einen Streich. Das Wort umgab mich von allen Seiten, allerdings in leibhaftiger Gestalt: in den ausgemergelten Gesichtern der Armen und Kranken, all der Lumpensammler auf dem Müllhaufen der rumänischen Gesellschaft. Einige Tage später, an einem Freitagabend, als ich gerade von der Arbeit zurückkehrte, erblickte ich eine junge Roma, zu Tode erschöpft und offenbar in ihren letzten Zügen. Sie trug bunte Kleider und eine Bern-

steinkette und streckte bettelnd einen Arm aus, den Daumen auf der Handfläche angewinkelt. Dieses winzige Detail brannte sich mir ein, es kam mir vor wie ein Symbol für Elend und Hoffnungslosigkeit. Aus der Straßenbahn beobachtete ich, wie sich zwei Soldaten über die auf dem Bürgersteig hockende Frau beugten, ihr Urin lief zwischen den Beinen bis in die Gosse. Die Männer streiften weiße Gummihandschuhe über und luden sie auf einen Dacia-Pick-up. Ihre geisterhafte Silhouette blieb da, als wäre sie mit jenem Schweiß auf die Wand gemalt worden, den ihr verdorrter, am Ende nur noch aus Knochen und Luft bestehender Körper ausgedünstet hatte.

EPIDEMIA: Dieses Wort stand in den Augen der hageren und wilden jungen Männer, die sich am Rand des Marktes herumtrieben, auf dem es so wenig zu kaufen gab, dass die meisten Stände schon um acht Uhr früh schlossen. Waren, die ich immer verpackt gekauft hatte und nur in großen Mengen kannte, waren hier ausgestellt wie Juwelen: verschrumpelte, an alte Socken erinnernde grüne Paprikas, krumme Möhren, ein paar Salatköpfe. Das Einzige, was es in rauhen Mengen zu geben schien, war Eingelegtes: Gemüse und Rüben, die in ihren Gläsern wie Gehirne, Organe oder Blinddärme in Formaldehyd aussahen und nur auf jenen Stromstoß zu warten schienen, der sie wieder zum Leben erweckte, zu einem funktionierenden Körper verband. Aber welcher Art von Energie bedurfte es, um diese an niedergedrückte, gebrochene Stroh puppen erinnernden Menschen in Revolutionäre zu verwandeln?

Wieso ahnte ich nicht – ahnte niemand von uns –, was da auf uns zukam? Weil es vollkommen unrealistisch zu sein schien, bis es urplötzlich doch Realität wurde? Vielleicht. Leo schien allerdings eine Vorahnung gehabt zu haben. »Man muss dicht dranbleiben oder so rasch wie möglich abhauen«,

hatte er mit hochgezogenen Augenbrauen gesagt und dabei auf etwas hinter oder neben einem gezeigt. »Welche Wahl werden wir treffen?«